

Feuilleton.

Dem Wanderer.

Was kümmern dich die Wasser,
Die unter der Brücke fließen?
Geh deines Weges hinüber,
Mag's diesem und dem verdrießen.

Was scheeren dich die Schläffer
Und Wagen und Roß und Reiter?
Nicht jedes ist für jeden:
Geh deines Weges weiter.

Auch frage nicht nach den Finken,
Die in den Büschen lärmen,
Nach ihrem Lästern und Vöken.
Nach ihrem Schreien und Schwärmen.

Trag du nur deine Bürde
Mit rüstigem Fürbachtstreben:
Du sollst, so ist verordnet,
Auf eig'ne Rechnung leben.

Wohl lechzt dein Mund, wohl küßert
Dein Gaumen ungeduldig:
Den Trunk ist dir kein Brummen,
Kein Baum den Apfel schuldig.

Und hast du ein Loch im Stiefel,
Wie mancher redliche Wanderer,
Sich selber nach dem Schaden,
Denn schwerlich tut es ein Anderer.

Und mußt du im kalten Röschchen
Mit kalten Schultern reisen,
Denk an den dünnen Mantel
So manches frommen Weisen.

All deine Schuld und Schulden,
Du mußt sie zahlen und büßen,
Nicht bloß mit kühlen Achseln,
Nicht bloß mit wunden Füßen.

Es steht an mancher Straße
Manch stille Feldkapelle:
Tritt ein, es mag dir frommen,
Du fahrender Geselle!

Und fragt dich wer, so lausche
Und gib ihm Bescheid aufs beste;
Wir alle sind landfremde
Und heimatlose Gäste.

Dem Schwachen und dem Müden
Hilf gern dein Bündel tragen,
Er möcht dich sonst am Abend
Beim Herbergsvater verklagen.

Der gute Herbergsvater
Schätzt Bequemlich und Bürde
Und ordnet jedem Wanderer
Quartier nach Wert und Würde.

Drum magst du mit vieler Güte
Um gute Herberg werben:
Du mußt, so steht geschrieben,
Auf eigne Rechnung sterben.

Weber.

Im Siechenhause.

Kulturgeschichtliche Erzählung
von A. d. J. C. C. C. C.

I.

Es war ein kalter Januarabend
des Jahres 1708. Auf der
Straße von Düsseldorf nach
Ratingen, der alten Hauptstadt
der bergischen Lande, schaukelte langsam
eine Kutsche daher. Der Himmel war
trüb; seine Schneeflocken wirbelten, vom
Nordwind gefagt, durch die Luft und
der dürrer Gaul vor dem Wagen leuchtete
und schnaufte, als zöge er eine Heuschrecke
in den Hundstagen. Und doch sah
drinnen nur ein Mädchen von etwa 20
Jahren, fest eingehüllt in einen dunkeln
Mantel; denn überall blies der schnei-
bende Wind durch die Ritzen. Auf dem
Kutschbock saß ein kleines Männlein, bis
an die Nase verummmt. Er hatte die

Beitsche neben sich gesteckt, den Leitrie-
men lose um den Arm gewunden und
fuhr wie im Schlafe, bald rechts, bald
links, wie es die Bewegung der Kutsche
auf dem hartgefrorenen Boden mit sich
brachte. Doch er schlief nicht; unter der
grauen Wollmütze lugten ein paar
scharfe Augen auf die immer dunkler
werdende Straße hinaus, und sein Ohr
lauschte auf jeden Haß, der ihm entge-
gen kam. Der Weg war einsam; nur
der Wind surrte und summte durch die
kahlen Kronen der Bäume, welche die
Straße umsäumten. Immer langsamer
ging es voran; der Weg zog sich eine
Anhöhe hinauf und durchschnitt den Ri-
psel des Tannenwaldes, welcher sich von
rechts herabsenkte.

Auf der Höhe angekommen, zog der
Kutscher plötzlich die Zügel an und pffif
dreimal rasch nacheinander. Dann
reckte er sich, sprang von dem Wagen
herab, ging zurück und öffnete den
Schlag.

„Tut mir leid, Jungfer.“ sagte er
mit rauher Stimme; „aber ich kann Euch
nicht weiter fahren.“

„Nicht weiter fahren?“ erwiderte das
Mädchen erschreckt. „Ihr wollt mich
doch hier auf offener Straße nicht aus-
setzen.“

„Mein Gaul ist alt und engbrüstig;
er kann nicht mehr gegen den Wind.
Wollte ich ihn noch weiter quälen, würde
er mir zusammenbrechen, und das wäre
mir eine schöne Bescherung.“

„Aber so nehmt mich wieder mit nach
Düsseldorf.“

„Geh nicht!“ war die barsche An-
wort; „ich muß jetzt selbst neben der
Kutsche hertrotten, wenn ich meine
Mähre nach Hause bringen will.“

„Ach, Gott!“ seufzte das Mädchen
und brach in Tränen aus.

„Was ist denn da zu flennen? In
einer kleinen halben Stunde seid ihr in
Ratingen, und der Weg ist sicher. Macht
rasch; es ist kein Vergnügen, hier im
Schneesturm zu stehen.“

Verzweifelt griff das Mädchen nach
seiner Ledertasche und stieg aus dem
Wagen.

„Glückliche Reise!“ sagte der Kutscher
höhnisch und drehte den Wagen. Noch
einmal bat und flehte sie; aber sie er-
hielt keine Antwort, und bald war das
Gefährt ihren Blicken entschwunden.

Unschlüssig stand die Fremde noch
einige Minuten auf der Straße. Dann
sprach sie ein kurzes Gebet und eilte mit
hastigen Schritten vorwärts. Schon
hatte sie den Ausgang des Gehölzes er-
reicht, der Weg senkte, und sie atmete
erleichtert auf.

Da sah sie plötzlich einen Mann vor
sich. Erschreckt hemmte sie ihren Lauf,
sah aber wieder Mut und sagte: „Gut-
ten Abend! Wie weit habe ich noch bis
Ratingen?“

„O, dahin, ist's noch sehr weit; das
wird die Jungfer vor Nacht nicht errei-
chen.“ war die Antwort.

Das Mädchen brach in lautes Weinen
aus und erzählte schluchzend, wie der
Kutscher sie droben auf der Höhe aus
dem Wagen gesetzt.

„War es ein kleiner, breitschulter-
iger Kerl?“

„Ja, ich glaube, und er sagte mir,
in einer halben Stunde könnte ich mein
Ziel erreichen.“

„Ha, der Spitzbube!“ erwiderte der
Mann; „den Burschen kenne ich, der
kommt noch einmal an ein dürres Quer-
holz. Doch tröstet Euch. Hier gleich
an der Straße liegt ein Frauenkloster.
Dort werdet Ihr freundliches Obdach
für die Nacht finden. Ich will Euch
hinführen.“

Er schritt voraus und das Mädchen
folgte ihm, froh, nun bald in gute Hut
zu kommen. Wäre der Himmel klarer
gewesen, sie hätte mißtrauisch gegen ihren
Begleiter werden müssen; denn sie wür-
de die Stadt in kurzer Entfernung vor
sich gesehen haben. Doch das dicke
Schneegestöber gestattete keinen Aus-
blick.

„Kennt Ihr Reiner Kamp in Ratingen?“
fragte sie.

„Den Gerber? Ja, den kenne ich recht
gut.“

„Er ist ein Better meiner verstorbe-
nen Mutter; ich wollte bei ihm einkeh-
ren für die Nacht. Wie weit ist's denn
noch bis Ratingen? Könntet Ihr mich
hinführen, ich wollte es Euch gut loh-
nen.“

„Geh nicht, Jungfer. Ich wohne
drüben am Walde und habe für die
Nacht einen Meiler zu hüten. Doch
hier sind wir am Ziele.“

Er deutete auf ein großes, düsteres
Gebäude, welches zur rechten Seite der
Straße lag, und schritt zur Pforte. Ein
unbestimmtes Angstgefühl ergriff
das junge Mädchen; sie wäre am liebsten
weiter gelaufen. Doch schämte sie sich
auch wieder, dem freundlichen Fremden
durch solche Furcht lächerlich zu erschei-
nen.

Der Mann pochte dreimal mit dem
schweren eisernen Klopfer an die Türe
und trat hinter das Mädchen. Bald
klangen Tritte von innen, ein Schlüssel
wurde ins Schloß geschoben, und die
Türe drehte sich kreisend in den Angeln.

Ein bejahrter Mann stand in dersel-
ben. „Nun, Michel, wen bringst Du
denn da?“ fragte er mit harter Stimme.

Das Mädchen fuhr beim Schall der
Männerstimme zusammen und sprang
rückwärts, um zu fliehen. Doch ihr Be-
gleiter umklammerte fest ihren Arm,
schob sie mit raschem Ruck in das Haus
und warf schnell die Türe hinter sich ins
Schloß.

„Bei allen Heiligen!“ schrie das ent-
setzte Mädchen. „wo bin ich? Was
habt ihr mit mir vor? O habt Erbarmen
mit einer Waise!“

„Halt's Maul, Dirne“, herrschte der
Alte sie an, der die Türe geöffnet hatte.
„Du bist hier gut aufgehoben, Du bist
im Leprosenhaus.“

„Aber ich bin ja keine Leprose“, rief
jene schauernd und warf sich weinend
auf die Kniee. „O laßt mich, ich will
Euch alles geben, was ich habe, nur laßt
mich wieder fort.“

„Sachte, sachte“, erwiderte der Alte,
„findest doch Herberge, wenn Du auch
keine Sieche bist.“

Jetzt öffnete sich an dem langen Gan-
ge eine Türe und ein Weib in mittleren
Jahren mit hübschem Gesicht trat, ein

kleines Öllämpchen mit der Hand em-
porhebend, zu der Gruppe.

„Was gibt's, Martin?“ wandte sie
sich an den jüngern Mann.

„Etwas für Dich, Susanne“, erwi-
derte der Angeredete. „Die da hat
manches Stück am Leibe, das Dir will-
kommen sein wird.“

Das Weib trat näher und leuchtete
dem Mädchen, das sich inzwischen vom
Boden erhoben hatte, näher ins Gesicht.

„Ei, das ist ja eine feine Frage“,
rief sie. „Was willst Du mit ihr, Du
Wicht, Du?“

„Laß das Reisen, Susanne, sonst...“
„Was, Du willst mir noch drohen,
Du Lump?“ schrie das Weib. „Ich
bin Herr im Hause, merk Dir das.“

Der Mann verstummte.

„Gott, in welche Räuberhöhle bin ich
geraten!“ stöhnte das Mädchen. „Ich
werde Euch anzeigen“, rief sie jetzt laut,
„wenn Ihr mich nicht auf der Stelle frei-
gibt.“

„Oho“, sagte der Alte, „das hat noch
gute Wege. Das ist gut verwahrt und
der Büttel ist kein Gast bei uns.“

Schluchzend ergab sich Margarete, so
hieß die Fremde, in ihr Schicksal; sie
sah ein, daß Widerstand ihre Lage nur
verschlimmern mußte.

„Folge mir!“ herrschte das Weib.
Margarete hob ihren Mantelsack auf
und trat mit ihr in ein geräumiges Ge-
mach mit kahlen, getünchten Wänden, in
welchem ein Ofen, ein schwerer Eichen-
tisch und einige Stühle standen. Die
Männer folgten.

Susanne stellte die Lampe auf den
Tisch, nahm ihr die Tasche aus der Hand
und forderte sie auf, ihren Mantel abzu-
legen. Willenlos gehorchte das Mäd-
chen. Es war eine schlank gebaute,
ebenmäßige Figur mit liebrenden
Zügen, denen man es ansah, daß sie das
Leben bis jetzt kaum von der Wetterseite
kennen gelernt hatten. In Susannes
grauen Augen leuchtete eine boshafte
Freude auf. Jetzt erblickte sie am Halse
der Junfrau ein feines goldenes Ket-
ten mit einem ebenfalls goldenen Kreuze
und streckte die Hand aus, um es ihr zu
nehmen.

Doch Margarete wehrte sich. „O
nein, nur das nicht“, bat sie flehend und
hielt mit beiden Händen das Kreuz fest;
„es ist ein Andenken von meiner Mut-
ter.“

„Laß es ihr“, sprach der jüngere
Mann.

„Was?“ schrie das Weib, „Du willst
ihr noch beistehen!“ und sie entriß dem
Mädchen mit Gewalt das Kleinod.

Weinend sank Margarete auf einen
der rohen Stühle und bedeckte das Gesicht
mit beiden Händen.

Inzwischen flüsterten die beiden Män-
ner miteinander; das Weib horchte hin,
nickte wie zustimmend, raffte dann die
Sachen des Mädchens zusammen und
alle drei verließen den Raum.

Als Margarete sich allein sah, kniete
sie nieder und betete. Aber ihre Gedan-
ken wollten sich der frommen Absicht
nicht fügen, sie schweiften zurück zu glück-
lichen, frohen Tagen der Vergangenheit,
zu einem frischen Grabeshügel, der ihr
jüngst erst so schweres Leid gebracht u